

Ausblick

Vom Teilen in der Nachbarschaft zur Transformation der Stadt

Elisabeth Güde, Floris Bernhardt, Nada Bretfeld, Josefine Buzwan-Morell, Helena Cermeño, Sina Doukas, Constantin Hörburger, Carsten Keller, Florian Koch

Wer teilt was, mit wem, wo und warum? In diesem Buch haben wir Potenziale und Grenzen des Teilens im Kontext städtischer Transformationen ausgeleuchtet und dabei Ergebnisse unserer Forschungen, Erfahrungen von Bewohner*innen und Meinungen von Expert*innen dargestellt. Dabei war zum einen der Status quo das Thema, zum andern ging es in den geführten Interviews und Gesprächen, in den Begegnungen auf der Straße immer auch um Visionen einer Stadt von morgen, in der es anders zugehen könnte, in der sich Dinge zum Besseren wandeln, Bewohner*innen die Initiative ergreifen, politisch Verantwortliche neue Rahmenbedingungen schaffen. In den Forschungszeitraum fielen die pandemischen Ausnahmezustände, die den Ruf nach städtischen Transformationen weiter befeuerten, und auch die sich verschärfenden Dynamiken des Klimawandels, die nach Entsiegelung und Ressourcenschonung, nach einem Umbau der Städte und einem ganz grundlegenden Umdenken von Alltag und Leben verlangen. Nach unserem Dafürhalten kann das Teilen unter bestimmten Bedingungen einen entscheidenden Motor für urbane Transformation darstellen.

Teilen ist Alltag

Im Fokus unserer Untersuchungen stand die Nachbarschaft, die sich als eine Keimzelle des Teilens erwiesen hat. Lose und enge soziale Kontakte sind grundlegend für eine Praxis, bei der materielle und immaterielle Güter auf eine nichtkommerzielle Weise gemeinschaftlich genutzt werden. Dafür bietet die Nachbarschaft sehr gute Voraussetzungen. Der Prozess des Teilens hat aber darüber hinaus, wie viele Beispiele in diesem Buch gezeigt haben, das Potenzial auch städtische Transformationen in größerem Maßstab anzustoßen.

Teilen ist kein (statischer) Zustand, Teilen ist eine Beziehung zwischen Menschen und Gruppen. Diese Beziehung wird im Alltag gelernt, belebt und verhandelt. Teilen ist dort lebendig, wo es tagtäglich praktiziert wird. Dazu werden vor allem Gelegenheiten und (sozial) (an)geeignete Orte und Ausstattungen gebraucht. Die erforschten Praktiken des Teilens in städtischen Nachbarschaften konnten aufzeigen, wo und wie es bereits Ansätze gibt, zu teilen und ressourcenschonend, gleichberechtigt und gut zusammen zu leben. In den Untersuchungsgebieten hat sich dabei auch gezeigt, wie unterschiedlich geteilt wird: Prozesse des Teilens formen nicht nur das Quartier, sondern werden auch von ihm geformt. In den Nachbarschaften, in denen viel geteilt wurde, konnten neben den relevanten Orten, Einrichtungen und Veranstaltungen auch Narrative und Personen, die als Vorbilder oder Protagonist*innen dieser Narrative dienten, beobachtet werden. Nachbarschaftliches Teilen

in einem größeren städtischen Maßstab zu pflegen, ist voraussetzungsvoll. Es verlangt, dass Nachbar*innen, aber auch Institutionen verhandlungsbereit sind, sich einbringen und (zivilgesellschaftlich) engagieren.

Teilen ist eine soziale Praxis, die selbst auf Ressourcen der Teilenden angewiesen ist. Es ist eine sich permanent entwickelnde Beziehung, die verhandelt und gepflegt werden will. Das Teilen in der Stadt zu fördern, allein in Nachbarschaften fester zu verankern und auszuweiten, ist also kein Selbstläufer. Praktiken des Teilens in der Nachbarschaft brauchen Vertrauen, verlässliche Beziehungen und Zuständigkeiten beziehungsweise Ansprechbarkeit, klare Rollen und langfristige Engagements. Übergeordnete Regeln werden gebraucht, um Minderheiten zu schützen und keine exklusiven Communitys zu erzeugen. Der soziale Prozess bestimmt das *mit wem* und *für wen* und drückt sich in Nutzungen und Sprache, aber auch im Gebauten und in den Raumausstattungen aus. Teilen ist eine soziale Praxis, die Gelegenheiten, Ziele, Narrative, sozial angeeignete und bespielte Orte und Ausstattungen braucht und Zeit für Rituale, Ressourcenaufbau und Pflege fordert. Dabei ist das Unfertige, sind Unsicherheiten und Widersprüche auszuhalten.

Der Austausch über Möglichkeiten des Teilens kann im besten Fall dazu anstiften, selbst zu teilen oder Ideen und Projekte zum Teilen zu initiieren und andere dazu einzuladen. Wenn das Teilen im Stadtraum sichtbar wird, möglichst viele darüber informiert sind und eine einfache Teilhabe möglich ist, dann wird nichtkommerzielles Teilen von materiellen oder immateriellen Gütern keine Ausnahme, sondern neuer Standard. Teilen ist ein aktiver Vorgang, der die Stadt und das Leben in der Stadt zukünftig prägen kann.

Bei allem Optimismus gegenüber dem Teilen in der Nachbarschaft zeigt sich doch auch, dass gewisse strukturelle Probleme nicht durch Praktiken des Teilens gelöst werden können. So hat die Finanzialisierung von Wohnungsmärkten zur Folge, dass Wohnungen nach Renditelogiken gehandelt und verkauft werden und Eigentumsrechte und Zugänglichkeiten schnell wechseln. Das kann bedeuten, dass lang aufgebaute Nachbarschaftsstrukturen, die das Teilen als sehr wichtig erachten, zerstört werden, ohne dass auf Ebene der Nachbarschaft eingegriffen werden kann. Auch können nicht alle Konflikte im öffentlichen Raum durch geteilte Räume gelöst werden, es gibt auch das Beispiel inkompatibler Nutzungen, wie etwa bei Drogenkonsum auf Kinderspielflächen. Und: Teilen kann auch etwas Exklusives haben: Wer darf teilen, mit wem wird geteilt und wer bleibt außen vor? Auch auf Ebene der Nachbarschaft gibt es Gruppen, mit denen stärker geteilt wird und solche, mit denen weniger stark geteilt wird. So können durch das Teilen sogar bestehende Ungleichheiten verstärkt werden.

Praktiken des Teilens sind nicht per se (oder nur) eine Strategie gegen die marktorientierte Nutzung von Raum. *Shared spaces* können auch als Geschäftsmodell genutzt werden, was die Nutzung von Flächen in Privatbesitz intensiviert und Mietpreise erhöhen kann. Daher gewährleistet das Teilen allein nicht das *commoning* und die Dekommodifizierung räumlicher Ressourcen, insbesondere in Bezug auf Wohnraum. Bestehende Vorschriften und Rahmenbedingungen für Eigentumsrechte stellen oft eine Herausforderung für nichtkommerzielle Sharing- und *commoning*-Initiativen dar.

Das Teilen entfaltet insbesondere dann ein großes Potenzial im Kontext urbaner Transformationen, wenn es nichtkommerziell stattfindet und daher dekommodifiziert ist. Die Möglichkeitsräume für solche Formen des Teilens werden im Zuge von Gentrifizierung und Kommerzialisierung jedoch immer kleiner. So gibt es zum Beispiel inhaber*innengeführte Kleingewerbe, wie Cafés, die im Quartier eine wichtige Rolle einnehmen. Sie arbeiten zwar auch wirtschaftlich, verstehen ihr Wirken aber gleichzeitig in gewissem Maß als gemeinwohlorientiert. Durch steigende Mieten müssen die Kleingewerbe stärker ihre Wirtschaftlichkeit im Blick behalten und sind für weniger finanzstarke Kund*innen nicht mehr zugänglich.

Teilen heißt Aushandeln

Durch das Teilen in der Stadt entstehen neue Perspektiven auf den öffentlichen Raum. Dabei sind die Verhandlungen über die Schaffung und Nutzung dieser neuen öffentlichen Räume in durch Nutzungskonkurrenzen und Flächenknappheit gekennzeichneten innerstädtischen Nachbarschaften nicht konfliktfrei. Gerade diese Debatten sind jedoch entscheidend, um zugänglichere und bessere öffentliche Räume und Wohnmöglichkeiten zu schaffen. Das emanzipatorische Potenzial von Sharing-Praktiken und *commoning*-Prozessen, die von Bürger*innen initiiert werden, steht dabei im Gegensatz zu marktorientierten Sharing-Ansätzen in der Stadtentwicklung. Initiativen stellen die wirtschaftliche Stadtentwicklung in europäischen Städten in Frage, indem sie gemeinsam genutzte städtische Raumressourcen koproduzieren und kollektiv verwalten. Formen von Sharing- und *commoning* wie z.B. gemeinschaftliches Gärtnern, Mitgestaltung öffentlicher Räume und kollektive Wohninitiativen, setzen Verhandlungen und Kooperationen zwischen verschiedenen Akteur*innen voraus. Die Schaffung und Verwaltung geteilter Räume, die zugänglich, inklusiv und nachhaltig sind und auf die Bedürfnisse der lokalen Gemeinschaft eingehen, ist eine Herausforderung und nicht vor potenziellen Ausschlüssen, Konflikten und Machtgefällen gefeit. Auch die langfristige Lebensfähigkeit gemeinsamer und kollektiv genutzter städtischer Ressourcen ist nicht ohne Weiteres gegeben.

Teilen braucht Unterstützung

Voraussetzung für städtische Transformationen ist die Durchlässigkeit, Flexibilität und Anpassungsfähigkeit von Orten und Ausstattungen, die Zugänglichkeit für unterschiedliche Gruppen und Praktiken ermöglicht und Aneignungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für neue, auch nebeneinander stattfindende oder zeitlich versetzte Nutzungen schafft. Multicodierte Flächen funktionieren durch kleinteilige, mobile und separierende Raumaufteilungen und Ausstattungen, die flexible Angebote zwischen Schutz- und Begegnungsräumen machen. Dabei ist das (Raum-)Teilen kein Zustand, sondern eine Praxis. Von der Trennwand bis zum Hocker, von der Initiative bis zur Institution geht es um ein Beweglichbleiben – darum, das Nebeneinander (ob räumlich separiert oder zeitlich versetzt) so zu organisieren, dass es veränderbar ist.

Und es geht darum, anzuerkennen, dass es besonders schutzbedürftige Nutzer*innen im öffentlichen Raum gibt, deren Nutzungen einander ausschließen. Gerade deshalb sind die vorhandenen Nutzungen vulnerabler Gruppen, die keine Alternativen haben (Kinder, hochaltrige Menschen, Obdachlose, suchterkrankte Menschen) zuerst mitzudenken, mitzuplanen und organisatorisch, ressourcenseitig und räumlich umzusetzen. Konsumfreie Räume und frei zugängliche Toiletten gehören genauso zur Infrastruktur der Stadt wie Spielplätze. Das benötigt – zumindest teilweise – Unterstützung. So hat sich gezeigt, dass unter gewissen Bedingungen Top-down-Förderungen zielführend sind, um Bottom-up-Projekte zu unterstützen. Es braucht im Idealfall das Zusammenwirken von Verwaltung, Politik und Initiativen beziehungsweise Bewohner*innen. Um die nachhaltige Transformation voranzutreiben, müssten die Formen der *governance* partizipativer und transparenter sein und den Bedürfnissen der Stadtbewohner*innen gerecht werden. Die Zusammenarbeit mit Behörden und Flexibilität bei der Durchsetzung städtebaulicher Satzungen sind für eine nachhaltige gemeinsame Gestaltung von nichtkommerziellem Teilen und städtischen Gemeingütern notwendig, auch wenn die Gefahr besteht, dass Initiativen ihre Autonomie und kritische Position aufgeben müssen, wenn sie Verbindungen zu öffentlichen Verwaltungen eingehen.

Teilen erfordert (bauliche) Voraussetzungen

Das komplexe Gefüge Stadt, bestehend aus gebautem Raum und sozialen Vorgängen, ist einerseits robust und andererseits flexibel. Als besonders produktiv für Praktiken des Teilens in der Stadt erweisen sich halb-öffentliche *Schwellenräume* an der Schnittstelle zwischen privaten Wohnfunktionen und dem öffentlichen Raum. Von internen Erschließungszonen, die zum kollektiven Wohnzimmer erweitert werden, bis hin zu nutzungsoffenen, gemeinschaftlichen Erdgeschosszonen, bilden diese strategische Bindeglieder zwischen Privatbereichen und umgebender Nachbarschaft.

Generell bildet die Abkehr von monofunktionalen Bautypologien im Wohnbau, aber auch auf städtischer Ebene, im Sinne mischgenutzter Quartiere eine wichtige Grundlage und ist ein Impulsgeber für neue Architekturen des Teilens. Um räumliche Voraussetzungen für das Teilen in der Stadt zu ermöglichen, benötigt es eine ganzheitliche Betrachtungsweise, die neben Werten der Ökologie und Ressourcenbilanz insbesondere auch den sozial-gesellschaftliche Mehrwert entsprechender Architekturen im Blick hat und aktiv fördert. Auf architektonischer Ebene und im Kontext realisierter Projekte zeigen sich dabei unter anderem gemeinnützige Eigentumsmodelle des Wohnens (unter anderem Genossenschaften, *Mietshäusersyndikat*, Stiftungen, Kirchen, *community land trusts*, Erbpachtmodelle) als treibende Kraft und Ideengeber neuer, aber auch wiederentdeckter und gestärkter Formen gemeinschaftlicher Raumnutzung.

Der Wissensaustausch und das Lernen in Multi-Stakeholder-Diskussionen (in virtuellen und analogen Formaten) können das gemeinsame Schaffen von Wissen und langfristig die Produktion und Aufrechterhaltung von gemeinsamen Ressourcen und urbanen Gemeingütern bereichern. Die Förderung eines inklusiven und dialektischen Wissensaustauschs verbessert langfristig die gemeinsame Gestaltung von Ressourcen und städtischen Gemeingütern. Notwendig ist es, über vereinfachende Sichtweisen auf Sharing-Praktiken hinauszugehen und die Herausforderungen des nichtkommerziellen Teilens und des urbanen *commoning* innerhalb der bestehenden rechtlichen Rahmenbedingungen anzuerkennen.

Im Rahmen unseres Forschungsprojekts ist deutlich geworden, dass soziale und moralische Motive stärker mit der Bereitschaft zu teilen zusammenhängen als ökonomische Motive. Für wichtig halten wir weitere Forschungen zu den Bedingungen und Merkmalen, die dazu befähigen und motivieren, an Prozessen des Teilens zu partizipieren. Entscheidend ist es, Teilen als wichtiges Element städtischer Nachbarschaften anzuerkennen und zu fördern, um somit einen Beitrag zu einer gerechten, nachhaltigen und inklusiven städtischen Transformation zu leisten.